Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 21 (1956)
Heft: 2

Artikel: Das Hexlein
Autor: Schwab-Plüss, Magaretha
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859340

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heizue

E graui Wulchedecki hangt um d Flue;
si lot si abe; s finschteret scho bi Tag.
S lyt tiefe Schnee, und s schneit no allsfurt zue;
e wüeschte Wind peutscht d Flocke, was er mag.

Es Rössli stampft bärguuf im höche Schnee;
s isch vor ene alte, schytere Schlitte gspannt.
Druf stoht e Sarg — me mag in chuum ergseh —
en alte Ma hebt s Leitseil in der Hand.

Er stuunt und nickt: «Ha planget alli Stund.
Lueg, Mueter, bi ellei gsi, so ellei.
I ha mi gfreut, de chömmsch mer umme gsund
uf d Wienecht . . . und jetz bring di däwäg hei.

O Mueter, wenn i numme by der weer!» . . .
Si chömme jetz uf d Höchi, mitts in Sturm.
Sy Träne gfriert am Aug — s Ross chychet schwer —
Zringsum keis Liechtli, wäder Huus no Turm.

Alts Rössli, hüscht! De laufsch de Felse zue!
Wo witt au mit dym alte Meischter hi?
Me het se gfunde, unden an der Flue,
der Ma an Sarg aaglähnt — s isch Wienecht gsi . . .

Allei

Gsehsch, sider ass di nümme ha,
so lueg i d Stadt ganz anderscht a.
Si dunkt mi leer und frömd und tod;
i suech di drin vo früe bis spot.
Und dänk so mängisch: s isch sy Huet,
sy Rock, o! jetz isch alles guet!
Do gits mer jedesmol e Schlag —
I suech di do no Tag für Tag
und suech di wien e Mueter s Chind
und suech und suech di, bis di find.

Das Hexlein

In der Wohnstube der Grosseltern stand ein kleiner Glasschrank voll zierlicher Dinge, den ich als Kind gern betrachtete. Mitten unter geblumten und vergoldeten Schälchen, Tässchen und Döschen nahm sich ein vor Alter dunkles, verbogenes Zinnkrüglein gar unscheinbar aus. Doch wir alle wussten, dass es den Ehrenplatz einnehmen musste. Von einer Fremden war es auf einen unserer Ahnen gekommen. Grossvater erzählte uns Kindern oft davon.

Wo und wann hatte sich die Geschichte zugetragen? — Ich kann nicht mehr fragen, da Grossvater schon lange gestorben ist. Als Kind kümmerte ich mich natürlich um derlei Fragen nicht. Für mich hatte sich alles in unserm Dorfe, und zwar erst vor kurzem, abgespielt; ich glaubte, Leute und Plätze genau zu kennen. So will ich die Erzählung ebenso weitergeben, wie ich sie

in der Erinnerung habe, als tröstlichen Gruss aus einer düstern Vergangenheit an die Kinder der Gegenwart.

Obwohl unsere Ortschaft im Seitental eines grossen Flusses liegt, ist sie merkwürdigerweise immer von Kriegsnot verschont geblieben. In alten Zeiten kam es etwa vor, dass ein Trupp abgesprengter Söldner oder eine Rotte verirrter Nachzügler durch die Gegend streifte und, soviel sie in der Eile konnte, mitgehen liess. Das ereignete sich auch einmal, während die Bauern auf dem Felde waren. Als sie am Abend heimkamen, fehlten dem einen seine Ziegen, dem andern war die Kuh weggetrieben worden, ein dritter jammerte um seine Hühner. Was aber hatten die Eindringlinge dafür dagelassen? Ein braunäugiges, rothaariges kleines Mädchen; denn zu jener Zeit zogen auch Frauen und Kinder hinter den Söldnerhaufen her. Auf dem Dorfplatz, da, wo jetzt der grosse Brunnen ist, stand damals eine Linde, unter der eine Quelle sprudelte. Stillvergnügt sass das fremde Kind bei dem Brünnlein und liess aus einem Strauss, den es im Schoss liegen hatte, Blumen ins Wasser fallen. Die erstaunten und zornigen Dörfler hoben es unsanft auf, durchsuchten und schüttelten es, als könnten sie ihre Rinder und ihr Federvieh aus seinen Lumpen herausschütteln. Sie redeten alle miteinander auf die Kleine ein und wollten — der eine dies, der andere das — von ihr wissen. Die aber sah sie nur angstvoll an und streckte ihnen wie bittend oder abwehrend ihren Blumenstrauss entgegen. Da fiel es jemand ein, das beste wäre, wenn man vor das Dorf hinausginge, die Spur des fremden Gelichters zu verfolgen. Ein alter Mann hatte sie gegen Abend dem Gebirge zu forteilen sehen. So zog denn der grösste Teil der Einwohnerschaft in jener Richtung vor das Dorf hinaus, das damals noch klein war. Doch wie sie auch, die Augen mit der Hand beschattend, Ausschau hielten, sahen sie doch weit und breit keinen Menschen mehr. Die freche Rotte war mit ihrer Beute längst über alle Berge.

Was sollten sie nun mit dem Kind anfangen? Zornig meinte der eine und andere, man solle es fortjagen, jenen nach. In den Herzen der Frauen schien dagegen unter dem Blick der angstvollen Kinderaugen eine mildere Regung aufzukeimen. «Wir wollen es den Schwestern im Kloster bringen, die mögen es behalten», schlug ihrer eine vor, und der Rat fand Beifall. So ging denn der Zug zum Nonnenkloster, das an den alten Gottesacker angrenzte. Allein die die Frau Äbtissin, die ein gar strenges Regiment führte, wollte nichts davon wissen, solch ein ungetauftes Kind in die geweihten Räume des Klosters aufzunehmen. Umsonst bat für den Findling die gütige Pförtnerin, Schwester Chrischona.

Ein schlanker, blasser Bub, der allem still zugehört hatte, sprang jetzt nach Hause und erzählte seinem Vater von dem fremden Kinde. Der Vater war Ammann und eben unser Ahn. «Ihr müsst kommen, Vater», drängte der Knabe ausser sich, «wenn ihr nicht wollt, dass sie dem armen Mägdlein ein Leid antun. Behaltet ihr es! Beschützt es! Sonst wird das eine Schande für unser ganzes Dorf.» Der Ammann hing sehr an seinem einzigen Sohn, der eben von schwerer Krankheit wie durch ein Wunder genesen war; er beeilte sich daher, der Bitte des Knaben zu willfahren.

Noch standen die Dorfbewohner ratlos vor der Klosterpforte. Da waren nicht wenige, die gern ihren Groll an dem armen Ding ausgelassen hätten. Es wurden Stimmen laut, die begehrten, das «Hexlein» zu verbrennen. Der Ammann war ein ängstlicher Mann, der es ungern mit jemandem verdarb; er schlug vor, erst auf dem Schloss Bericht zu erstatten und den Herrn Pfarrer zu beraten, der in ein Nachbardorf gegangen war, einem Kranken die letzte Ölung zu spenden. Einstweilen möge man das Landsknechtskind, oder was es

sonst sei, im Armenhaus unterbringen, einer baufälligen Hütte auf der Allmend, wo meist alte Männlein und Weiblein, für die niemand mehr sorgte, ihre Tage beschlossen.

Dort besah sich tags darauf der greise Priester das Mägdlein. Es dauerte ihn, wie er es zu Füssen eines Trunkenbolds spielen sah, der in fremder Herren Sold fort gewesen und im Alter in seine Heimatgemeinde zurückgekehrt war. Aber gegen seine Milde erhoben sich die strengen Vorschriften, die er wider Hexen empfangen hatte, sowie die Meinung gerade der untadeligsten unter seinen Pfarrkindern. Er half sich damit, dass er riet, das fremde Kind zu behalten, bis es gross sei, und ihm dann den Prozess zu machen. Kommt Zeit, kommt Rat, dachte er. Manche brummten, dass man nun das fremde Hexlein Jahr und Tag füttern müsse, doch hatte es damit sein Bewenden. Vom Schloss aus wurde dem Beschluss nichts in den Weg gelegt. Wenn dort nur der Zehnten richtig abgeliefert wurde, dann konnten die Dorfbewohner fremde Kinder unterbringen, wo sie wollten.

So blieb die elternlose Kleine im Armenhaus und wuchs dort auf wie eine Blume unter morschen Strünken. Ihre höchste Sehnsucht war, wie die andern Kinder zu sein, in die Gemeinschaft der Dorfleute aufgenommen zu werden. Was jene selbstverständlich dünkte, ihr war es unerreichbar. Die Kinder schrien ihr «Hexe» nach. Wenn sie am Sonntag unter der Kirchtür stand, gegen die Sakristei zu, wo jetzt das Abendmahlsgerät aufbewahrt wird, und die Leute in ihrer Sonntagstracht zur Messe eilen sah, die farbigen Scheiben, das rötliche Lichtlein in der Mitte und die Bilder an den Wänden bewunderte, jagte man sie mit einem Scheltwort hinweg.

Ihre Kindheit wäre trotslos gewesen, wenn sie nicht Freunde gehabt hätte. Da war Schwester Chrischona. Wenn eins der Alten krank war und sie zur Pflege ins Armenhaus kam, fand sie einen Augenblick, um mit dem Kinde zu plaudern. Sie lehrte es die Händlein falten und Gebetlein sprechen. Sie sagte tröstend zu ihm: «Du bist jetzt ein Christenkind; der Teufel hat keine Macht mehr über dich.» Sie war es, die anfing, die Kleine, die den zigeunerhaften Namen Liliosa trug, Anna zu nennen.

Der zweite Mensch, der es gut mit klein Anna-Liliosa meinte, war Jakob, der Sohn des Ammanns. Er prügelte Buben, die kräftiger waren als er, wenn sie Anna verhöhnten. Er streifte mit ihr durch die Wälder, die damals viel näher an das Dorf heranreichten. Sie hatte für ihn, ohne dass er es wusste, etwas geheimnisvoll Anziehendes. Schon der Name Liliosa! Die andern Mädchen im Dorf hiessen durchs Band weg Bäbeli, Urseli, Lisebethli, Vreneli oder ähnlich. Und wie im Namen unterschied sich Liliosa mit ihrem üppigen, rotgoldenen Kraushaar und den ernsten, grossen braunen Augen auch sonst von ihnen. Etwas wie ein Hauch der weiten, fremden Welt jenseits der Berge schwebte in Jakobs Augen um das Armenhauskind in Lumpen, das seine Gespielin war. Er brachte ihr die schönsten Äpfel und Birnen aus dem väterlichen Baumgarten, und wenn die Mutter Küchlein buk, wusste er ihr heimlich ihren Anteil zu verschaffen.

Der dritte Freund war ein Insasse des Armenhauses, der «Doktor» des Dorfes. Er kannte alle heilkräftigen Kräutlein der Umgegend. Wenn er gerade keine Kranken besuchte, ging er über Berg und Tal nach Arznei aus, wobei ihm Anna sein Watsäcklein tragen durfte. Er lehrte sie Sprüche und Reime; er erzählte ihr von grossen Städten, wo er gewesen war, und wie er gar einen Kaiser hatte krönen sehen. Auch die Heilkräuter lehrte er sie kennen und zu Arzneien zubereiten. Freilich, wenn es die Leute gewusst hätten, so hätten sie die Heilmittel aus der Hexe Hände nicht genommen. Sollte sie doch an all

und jedem Missgeschick schuld sein. Wenn ein Haupt Vieh krank wurde und einging, gleich hiess es: «So kommt's, wenn man Leute im Dorf behält, die mit dem Teufel im Bunde sind.» Fehlte einem Kind etwas, so sagte man: «Das Hexlein hat es angeschaut; darum ist es krank.» Hierbei kam es Anna zu Ohren, dass sie verbrannt werden solle, wenn sie erwachsen sei. Im Walde machte sie einen grossen Umweg um die Lichtung, wo die Richtstätte war. Und einmal klagte sie ihrem kleinen Beschützer ihre Angst und ihr Leid. Er aber tröstete sie lachend: Wenn du gross bist, dann bin ich Ammann. Nie, nie werde ich dir ein Haar krümmen lassen!» Da lachte auch sie unter Tränen.

Als sie grösser wurde, liess sie der Ammann hie und da bei der Feldarbeit helfen, etwa im Heuet oder bei der Kirschenernte, und da sie sich anstellig und fleissig zeigte, war er wohl mit ihr zufrieden. Andere Bauern taten es ihm nach; aber heimisch wurde Anna bei keinem von ihnen. Sie musste allein abseits essen; hinter ihrem Rücken tuschelten dann die andern. Sie war nur geduldet, das fühlte sie wohl. Doch fand sie es in der Ordnung so. Sie drängte sich niemandem auf, sondern zog sich vor den Menschen zurück, wo sie konnte. Längst spähte sie nicht mehr durch eine Spalte der Kirchtür. Sie zeigte sich nur im Dorf, wenn sie musste. Trotzdem hatte der Gedanke sie nie verlassen: «Was muss ich tun, damit sie mich nicht mehr hassen, damit sie sehen, das ich es gut mit ihnen meine?»

Eines Tages — sie war schon ein grosses, kräftiges Mädchen — brachte ihr alter Freund, der Kräutermann, die Nachricht heim, die Frau des Ammanns sei krank. Sie rede irre, habe ganz dürre Lippen vor Hitze und einen rauhen Husten. Bald kam die Kunde, sie sei gestorben; nun liege aber der hochbetagte Priester krank, der noch kurz vor ihrem Ende bei ihr gewesen war. Auch er starb. Andere wurden von der Krankheit ergriffen. Die einen wurden in ein paar Tagen dahingerafft; sie kamen heim, niesten und husteten, legten sich fieberheiss zu Bett und standen nicht mehr auf. Andere siechten wochenlang dahin und starben doch noch. «Helf dir Gott!» rief man, wenn man jemand niesen hörte. Das Totenglöcklein liess nicht mehr ab, zu läuten. Tagtäglich sah man die Träger mit den Särgen gemessen zum Friedhof neben der Kirche schreiten. Die Klosterfrauen kamen Tag und Nacht nicht aus den Kleidern und konnten doch nicht alle Kranken pflegen. Und eines Tags lagen auch sie alle krank zu Bette. Nun war niemand mehr da, der die Wartung übernehmen konnte.

Im Kopf des Armenhausmädchens arbeitete es. Längst wäre sie gerne eingesprungen. Nicht Furcht vor der Seuche, wohl aber Scheu vor den Menschen, ihrem Hass und ihrer Verachtung hielt sie ab. Als jedoch die Not am höchsten stieg, fasste sie sich ein Herz und trat vor den Ammann mit der Bitte, in die Häuser gehen und pflegen zu dürfen. «So fang grad bei uns an!» sagte der Ammann. «Mein Sohn liegt krank, und ich weiss mir nicht mehr zu helfen.» Jakob rief im Fieber Anna bei ihrem fremden Kindernamen. Sie gab ihm ein heilendes Tränklein ein und legte ihm kühlende Tücher auf die heisse Stirn. Dann eilte sie zu andern Kranken, bettete und wusch, kochte und wachte. Von einem ging sie zum andern. Sie war unermüdlich. Ueberall spähten die Leute durch die runden kleinen Fenster nach ihr aus wie nach einem guten Engel. Da stand sie auch schon ungeheissen auf der Schwelle, einen rauhen Sack über den Kopf gezogen; denn es war Winter und es schneite viel und heftig. Sie flösste den Leidenden Milch und Arznei ein. Sie gab ihnen Honig zu essen, um ihren innern Brand zu kühlen. Sie sprach ihnen zu, sie betete mit ihnen, die ihren Seelsorger verloren hatten. Sie hielt den Sterbenden die Hand; sie drückte den Toten die Augen zu. Kein Mensch fragte mehr: «Woher kommst du? Wer

bist du?» Es war selbstverständlich, dass sie da war; sie gehörte jetzt dem ganzen Dorf.

So ging der Winter dahin. Noch kehrte der Tod da und dort ein, doch die Krankheit hatte ihre Höhe überschritten, und als der Frühling ins Land zog, als Leberblümchen in den Gärten, Lungenkraut und Bläueli im knospenden Wald blühten, sassen die Genesenden unter den Haustüren und wärmten sich an der Sonne. Jakob ging mit seinem Vater durch den Baumgarten und redete eifrig auf ihn ein: «Vater, ihr müsst auf dem Schloss und bei der Gemeinde dafür einstehen, dass Anna nicht länger namen- und heimatlos ist. Sie muss in unserem Dorfe Heimatrecht haben; sie hat es um uns alle verdient. Mir hat sie das Leben gerettet, und wenn sie meine Mutter gepflegt hätte, so lebte sie noch.» Der Vater versprach, Annas Sache zu befürworten.

Einige Wochen später, als die Linde auf dem Dorfplatz grünte, machte sich Jakob nach dem Armenhaus auf. Er hatte Anna eine Zeitlang nicht gesehen. Nun durfte er ihr frohe Kunde bringen. Die Gemeinde war bereit, sie als eine der Ihrigen aufzunehmen. Sie sollte ihren Platz in der Kirche endlich bekommen, dafür wollte er schon sorgen. Noch nie hatte Jakob seine einstige Gespielin im Armenhaus aufgesucht. Er war entsetzt über die finstern, feuchten Räume. Wohl erkannte er Annas sorgliche Hand und schönheitsliebenden Sinn an Blumen, unter dem kargen Licht in Scherben gezogen, und an Heiligenbildchen, die sie an der feuchten Wand befestigt hatte. Es war, als fielen Sonnenstrahlen in dunkle Höhlen. Ganz zu hinterst sei ihre Kammer, so deutete ein steinaltes Männchen, an dem der Sterbet vorbeigeeilt war. Es war das letzte und kleinste der Gelasse. Nur Annas armseliges Lager hatte darin Platz. Ein Ruf der Überraschung entfuhr dem Jüngling. Da lag sie ja und schlief! Behutsam trat er näher und fasste nach ihrer Hand. Sie war eiskalt. Er stürzte ans Fenster und stiess den morschen Laden auf. Da sah er, dass die Schläfe eingesunken war und der rosige Hauch von den braunen Wangen fort. Anna war tot. Doch friedlich war der Ausdruck ihres anmutigen Gesichtes, so, als sei die Seele in einem lieblichen Traum entflohen und habe ein Lächeln zurückgelassen.

Das war ein Weinen und Klagen, als die «Hexe» begraben wurde! Jeder wollte den Sarg mittragen helfen. Aus sämtlichen Häusern schlossen sich ein paar Leute dem Zuge an. Voraus schritten die Kinder. Alle trugen Blumen herbei und schmückten das Grab. Auf dem Gottesacker, in der Reihe, wurde sie beerdigt, die im Leben abseits gestanden hatte.

Jakob aber bewahrte das Krüglein auf als teures Andenken. Wann Anna es ihm gegeben und von wem sie es erhalten, das hat man nie gewusst. So schloss der Grossvater.

Redaktion: Dr. P. Suter, Reigoldswil. Tel. Nr. 84 94 86. — Verlag: Landschäftler AG.
Für Abonnenten des «Landschäftler» gratis. — Einzelabonnement Fr. 2.—.